



## Vikante und heitere Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal.  
Bestellungen  
werden in allen Buchhandlungen angenommen.

Jeder Jahrgang ist auch  
in 17 Hefen à 90 Pf.  
zu beziehen.

Pränumerationspreis für Deutschland :  
auf  $\frac{1}{4}$  Jahr 4 Mark 50 Pf. —  $\frac{1}{2}$  Jahr  
8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark.

## Eine moderne Göttin.

Von Ch. de Banville.



I.  
Durch einen Brief vorher angekündigt, betrat die Fürstin Kaschdar das Atelier des großen Bildhauers Marc Matthieu, der zum ersten Male ihr gegenüberstand. Sie war sehr vornehm gekleidet und trug ein kostbares Kästchen in der Hand, das sie alsbald auf ein Tischchen stellte. Als der Künstler dieses Antlitz sah, das schönste von allen, die ihm jemals zu schauen gegönnt war, fühlte er das Bedürfnis, seine Bewunderung auszudrücken; aber er war zu zartfünnig, um einem Wunder der Schöpfung die nämlichen Schmeicheleien zu sagen, die er für viele andere Frauen, welche mit dieser gar nicht verglichen werden konnten, so oft verschwendet hatte.

Die Fürstin hatte indessen Platz genommen und sprach:

— Trotz Ihrer Jugend müssen wir in Ihnen den großen Mann unserer Zeit erblicken. Sie besitzen die Seele und Erfindungsgabe eines Dichters, verbunden mit der vollendetsten Fertigkeit, welcher Bronze und Marmor gehorchen. Alles was Michel Angelo gemacht hat, können Sie auch machen und es handelt sich jetzt eben darum, eines seiner Wunderwerke wieder zu schaffen. Ich wünsche eine Statue, die den Schein erwecken soll, als sei sie in den schönsten Zeiten Griechenlands modellirt und gemeißelt worden und die in der Gegenwart, in der Vergangenheit und in aller Zukunft als ein Meisterwerk von Cantharus, Sycion oder Cephissodorus gelten soll. Darum bitte ich Sie, ein wenig von Ihrem Rufe zu opfern. Sind Sie doch reich genug an Ruhm, um dieses kleine Opfer bringen zu können.

— Fürstin! Um Ihnen zu gehorchen, bin ich bereit, aus meinem Geiste den Gedanken an das Unmögliche zu verbannen und der Materie eine lodrende Flamme zu verleihen, die nie erlöschen soll. Ich erwarte Ihre Befehle.

Statt aller Antwort erhob sich die Fürstin, und ohne Zögern, ohne menschliche Scham entkleidete sie sich vor dem stumm dastehenden Künstler und erschien ihm alsbald nackt und herrlich wie die Göttin, die siegreich über die Wogen des Meeres dahinschreitet.



## O U J O U X.

Als Gott das Weib erschuf, wollte er ein Einrichtungsstück mit Schubfächern machen.

\*

Die sinnliche Begierde wirft den hochmüthigsten Mann zu den Füßen eines Weibes nieder.

\*

Die Liebe ist gleich den Schafblattern eine Krankheit, die jeder Mensch mindestens einmal im Leben haben muß.

\*

So manche Frau widersteht leichter der Liebe, die sie empfindet, als der Liebe, die sie einflößt.

\*

Die Nachlässigkeit einer Frau ist ein unheilbares Uebel.

\*

Mit dem Alter verschwinden: das Herz, die Zähne und die Haare. Man kümmert sich wenig um den Verlust des ersteren und sehr stark um den Verlust der letzteren.

\*

Man soll seiner Frau nicht zu häufig ihre Kinderlosigkeit vorwerfen, denn sie könnte leicht Lust bekommen sich zu überzeugen, wer die Schuld daran trage.

\*

Wie wird ein Mann einer Frau das Uebel zufügen, das ihre beste Freundin ihr zuzufügen vermag.

\*

Eine Venus sollte niemals stehend dargestellt werden.

\*

Man soll den jungen Mädchen nicht vollständig Augen und Ohren verschließen.

\*

Will eine Frau glücklich sein, so muß sie stets bereit sein, mehr zu geben als zu empfangen.

\*

Eine gelehrte Frau ist nur ein halbes Weib, denn sie behält keine Zeit übrig für die tausend kleinen Sorgen ihres Geschlechtes. Allmählig wird sie, gleich den kriegerischen Amazonen des Alterthums, einen ihrer Busen verlieren.

## In der Einöd.

Von Sidonie.

Vor kurzer Zeit war der Moidl die letzte Verwandte gestorben, die sie im Dorfe herunter gehabt. Die junge Dirn war nicht nur von Trauer über den Tod der guten Alten, sondern auch von Trauer darüber erfüllt, daß sie nun vom Heimatsdörfchen scheiden sollte, wo ein gar trauliches Leben herrschte und in dessen einzigem Wirthshause man der Jugend allsonntäglich lustige Tänze aufspielte.

Die ganze Woche über freuten sich die Bursche und die Mädels auf den Sonntagstanz und seit der letzte Sommer die Moidl zum Weibe gezeitigt, seit die Bursche nach ihr zu schauen begonnen, hatte auch sie immer mit heimlicher Lust auf den Sonntag gewartet, auf das Drehen im Tanz und auf den abendlichen Heimweg und auf die Spinnstubenabende, an denen es heimliche Geschichten und heimliche Verliebtheiten gab, wie sie schon von den älteren Dirnen gehört, die freilich jede schon einen Herzallerliebsten oder auch schon mehrere gehabt.

Und gerade jetzt, da das Leben so schön geworden wäre, mußte die Moidl fort, in die Einöd hinauf, wohin nur selten einer von ihren Jugendbekannten kam, und wo Niemand lebte als die alten Besl-Leut', die ihr fern verwandt waren und die das blutjunge Ding, um Gottes Barmherzigkeit willen, zu sich nehmen wollten.

Mit der Freud' war's nun aus, denn in der winzigen Kohlenbrennerhütte, die da oben, dicht unter den Wolken stand, gab es nichts, was einem so frischen, jungen Blute gefallen konnte.

\*

Mit bitteren Thränen trat sie an einem Morgen ihre Wanderung an. Es gab ihr Niemand das Geleit, denn alle Hände hatten mit dem Erntesege zu thun, der auf den Aeckern stand und den einzubringen man es recht eilig hatte, da der Wettermann im Dorfe Hagel und Gewitter prophezeite.

Allein stieg die Dirn den Wiesenweg hinan, der zum Walde führte und eben da die ersten Sonnenstrahlen das Thal mit Licht erfüllten, schaute die Moidl zum letztenmale hinunter, um dann mit einem schweren Seufzer in den Wald zu treten. Es schien, als ließe sie allen Frohsinn hinter sich, so traurig waren ihr Gesicht und ihre Augen, so widerwillig ihr Gang, so sehnsüchtig ihr Denken. So schritt sie fürbaß durch den in seiner ganzen Schönheit prangenden Wald, der sanft aufstrebend, an seinem Fuße sich mit den Pflanzen der Ebene schmückte und dessen höchste Wipfel sich in den Wolken bargen.

„Zimmer dem Bach entlang, dann auf dem Geröllweg rechts immer weiter aufwärts, den drei Zinken zu, die da sichtbar werden und da, wo eine Schlucht sich aufthut, hinein; sie führt nach einer Berghalde, auf der wird sie eine Hütte sehen, eine alte, verlassene Sennhütte, und von der führt ein Pfad weiter, nach dem letzten Forst auf diesen Höhen und an dessen Rande findet sie das Häuschen der Besl-Leut.“

Nach dieser Beschreibung sucht sich die Moidl zurecht zu finden. Ganz leicht ist dies, so lange noch der Bach ihr Führer ist und sie mit seinem klaren Raß labt und ihre heißen Füße kühlt, von denen sie ersparnißhalber die Schuhe und Strümpfe abgezogen hat. Endlich aber muß sie abbiegen, denn sie ist bereits bei dem Quell des Baches angelangt. Unter einer Gruppe mächtiger Fichten läßt sie sich zur Raß nieder, ist ein tüchtig Stück Brod und nimmt noch manchen Schluck des kalten Wassers, das hier in lieber Einsamkeit der Erde entquillt. Glühend heiß brennt die Sonne auf die Steine nieder, die den unfruchtbaren Theil des Berges decken. Ganz wirbelig wird der vollblütigen Dirn von der Hitze. Gut, daß ein kühler Wind sich zuweilen erhebt und daß da herum so viel duftige Beeren wachsen. Die Moidl bleibt öfter stehen und bückt sich sie zu pflücken, denn schon klebt ihr die Zunge an dem Gaumen. Dazwischen schaut sie häufig nach den drei Zinken, die von nun an ihr Wegweiser sind. Erst klar und später ein wenig verschleiert zeigen sie sich ihr. Die Sonne steht nun fast senkrecht über ihrem Haupte. Die Dirne ist recht müde. Vor sich sieht sie eine Fichte, die einzige hier herum: zu dieser geht sie und läßt sich in ihrem Schatten nieder; immer schwächer kämpft sie gegen den Schlaf an und bald hat er sie überwältigt.

Sie träumt von Allerlei, auch von dem, was ihr die Resl lezthin erzählte; wie gut es sei, wenn der Forauer Sepp zu ihrem Fenster käme, wenn er so zuthunlich werde,

Der Künstler schwieg, wie von einem Gefühl des Entsetzens gebannt und er war bleich wie ein Todter.

— Wie? sagte er sich im Stillen; das existirt wirklich? ich bin nicht die Beute eines Traumes? Dieser jungfräuliche Busen, dieser Kumpf mit den blendenden Flächen, dieser glatte, gerade Bauch gehören einem wirklichen Geschöpfe? diese Beine, durch kein weibliches Gebrechen entstellt, diese Füßchen mit den getrennten Zehen und den rothigen, sanft gebogenen Nägeln — sie sind trotz ihrer übernatürlichen Vollendung das Werk der schwächsten Natur?

Was soll nun aus mir werden, nachdem ich geschaut, was kein menschliches Auge schauen sollte?

## II.

Die Fürstin stand unbeweglich und bot der verzückten Bewunderung des Künstlers ihren olympischen Körper dar. Dann gab sie ihm einen Wink, welchem er augenblicklich gehorchte. Er zog sich respektvoll in ein Nebenzimmer zurück und ließ die Besucherin allein. Als er nach einer genau berechneten Weile zurückkehrte, fand er sie wieder vollständig angekleidet vor einem Tischchen sitzen, mit der Besichtigung eines japanesischen Albums beschäftigt.

— Nun lassen Sie uns ein wenig plaudern, sagte sie. Ich bin armer Leute Kind und wurde von einer verwittweten Tante erzogen. Vor fünf Jahren — ich zählte damals achtzehn Jahre — sah mich der Fürst Kaschdar, einer der reichsten Männer Europa's; er entflammte in leidenschaftlicher Liebe zu mir und machte mich zu seiner Frau. Er führte mich auf seine Schlösser in verschiedenen Ländern; ich besaß Paläste, Juwelen, kostbare Toiletten, herrliche Pferde, Silberminen und auch seine an Vergötterung grenzende Liebe. Aber ich konnte den Fürsten nicht lieben und nach dreijähriger Ehe starb er. Ich habe weder ihn, noch Andere geliebt; ich habe es versucht, aber es war vergebens; ich liebe nichts und Niemanden; denn mich verzehrt eine gewaltige und berechtigte Leidenschaft: ich will gleich einer Göttin, die ich bin, geliebt, angebetet und begehrt sein von allen Wesen zugleich, die da leben und atmen und die noch kommen werden, von dem König im Purpur und von dem Bettler in der Gasse. Kurz: ich will das Götzenbild des Weltalls werden! Verstehen Sie jetzt, was ich von Ihnen erwarte?

— Fürstin, ich gehöre Ihnen an mit Allem, was ich vermag.

## III.

— Das Geld hat keinen Werth in Ihren Augen, fuhr die Fürstin fort; aber um mit der geschäftlichen Seite unserer Angelegenheit ein für allemal fertig zu werden, nehmen Sie dieses Kästchen; dasselbe enthält eine Million, womit ich Sie nicht für Ihre Kunst, aber für Ihre Mühe und Auslagen entschädige. Sie werden eine Statue nach mir bilden, welche das genaue, naturalistisch getreue Portrait meines Gesichtes und meines Körpers sein, jedoch für Alle und für immerwährende Zeiten als die Venus von Tsia gelten wird. Man wird sie thatsächlich in dem Erdreich des alten Ceos finden — dafür lassen Sie mich sorgen! — und man wird diesem Marmor die Patina der Jahrhunderte auftragen. (Sie wissen

ja besser als ich, wie dies heutzutage gemacht wird.) So wird die Statue einige Jahrtausende alt sein.

— Und dann? fragte der Künstler.

— Dann wird die Statue in das Museum des Louvre kommen und man wird ihre authentische Geschichte veröffentlichen. Diese Geschichte wird von einem sehr gelehrten Alterthumsforscher geschrieben werden; man wird die Venus von Tsia durch alle graphischen Künste reproduziren und damit die Welt anfüllen; und man wird verwundert ausrufen: welch' ein seltsames Wunder! das Antlitz der Venus von Tsia gleicht völlig jenem der Fürstin von Kaschdar. Auch alles Uebrige wird ihr gleichen, aber das wird nicht mehr so leicht festzustellen sein. So werden bis ans Ende aller Zeiten die Menschen die nackte Göttin anbeten und sich an den Vollkommenheiten ihres Körpers berauschen, ohne daß hiedurch der Ruf und die Keuschheit der Fürstin Kaschdar eine Anfechtung zu erleiden hätten. Und die Leute werden beim Anblicke Ihres Werkes sagen: „Unsere Bildhauer entbehren gewiß nicht des Talentes, aber die Griechen bleiben doch ewig unsere unerreichten Meister! — Doch ich sehe Sie nachdenklich. Vereuen Sie vielleicht, mir Dasjenige versprochen zu haben, was mir Könige nicht geben können? Oder sind Sie mit Ihrem Modell nicht zufrieden?

— Madame, erwiderte der Künstler, ich werde nicht die Geschmacklosigkeit begehen, Schmeicheleien zum Lobe einer Schönheit vorzubringen, welche einen Victor Hugo verstummen machen würde. Aber, ach, Fürstin! Aus Respekt für Sie und in Ihrem eigenen Interesse kann ich die Statue nicht machen.

— Wie, Sie können nicht? fragte die Fürstin Kaschdar die schöne Stirne runzelnd.

## IV.

— Madame, ich habe oft davon reden gehört, wie der Künstler angesichts seines Modells aufhören müsse Mann zu sein, um nichts als Künstler zu sein. Aber ich habe diese Lehre niemals begreifen können. Wenn ein schönes Mädchen mir Modell steht, so sehe ich, daß sie schöne Arme und Beine hat, ganz so wie jeder andere Mann es sehen würde. Und wenn mein heißes Blut einmal in Wallung geräth, weiß ich nicht mehr was ich thue, ich bin nicht mehr Herr meiner selbst: ich gleiche dem brünstigen Stier, der die Kuh erblickt. Und obgleich ich nicht würdig bin, Ihr Sklave zu sein, Frau Fürstin, so kann ich doch nicht dafür bürgen, daß es Ihnen nicht ergehen würde, wie dem erstbesten Modell, dem ich zwanzig Francs für die Stunde bezahle. Und darum will ich Ihre Statue nicht machen.

Die Fürstin erröthete und schwieg. Dann, nach kurzem Nachdenken, sagte sie:

— Nun, Das soll Sie nicht abhalten; der große Zweck entschuldigt Alles. Wer einen Pfannkuchen machen will, muß die Eier zerschlagen . . .



wenn er allerlei zu nesteln fände am Nieder, wie er immer närrischer werde, weil er sie halt gar so viel gern habe, wie er's schließlich nicht anders thäte und nicht eher zum Weiterbringen sei, bis die Kessel ihm erlaube hineinzusteigen ins Kämmerlein, wo's so traulich und still sei und wo es Keiner sehe; wie er sie nun so wild herzt und küßt und allerhand dummes Zeug treibt.

Was die Kessel damit gemeint, das weiß die Moidl nicht ganz genau; doch kann sie sich denken, daß es was Gutes sei; denn der Freundin Wangen glühten, als sie davon sprach und sie athmete tief und ihre Augen bligten — und auch die Moidl begann dabei zu glühen und auch ihre Augen bligten und auch ihre Brust wogte beim Anhören solch verliebter Schilderungen. — Und da sie davon träumt, seufzt sie tief und ein sehnsüchtig-wollüstiges Lächeln verzieht ihre rothen Lippen.

\*

Aber gar unsanft wird sie aus ihrem Traum erweckt. Ein mächtiger Donnerschlag widerhallt in den Bergen.

Moidl reißt die Augen weit auf. Nach und nach erkennt sie ihre Lage. Allein im Gebirge, auf unbekanntem Wegen ist sie, und die einzigen Wegweiser, die drei Zinken, sind in dicke Wolken gehüllt.

Doch glaubt Moidl zu wissen, in welcher Richtung sie sie gesehen und nach dieser Richtung bricht sie schleunig auf. Vielleicht gelingt es ihr noch, die Schlucht zu erreichen und daselbst ein Obdach unter den Bäumen zu finden, ehe der Regen beginnt. Wohl eine Viertelstunde wandert sie über das Geröll, ihr Bündel fest an sich drückend, die Blicke stetig umhersendend auf der Suche nach der Schlucht. Doch will sich keine solche zeigen, immer öder wird der Weg — immer jähler führt er hinan. Und nun fängt es auch zu gießen an und die immer mehr sich senkenden Wolken verwandeln den Tag in tiefe Dämmerung. Donnerschlag folgt auf Donnerschlag und Blitz auf Blitz zuckt nieder, doch ist das Wetter noch fern. Die Moidl zieht ihr großes Tuch enger um sich und schreitet tapfer weiter. Doch auf einmal steht sie mitten im Nebel und jetzt erst wird ihr bang.

So ganz allein — im Gewitter, in den Bergen — war sie noch nie. Schwerathmend bleibt sie eine Weile stehen und schickt dann einen lauten Jauchzer hinaus, da eben ein kleiner Stillstand im Wüthen der Elemente eingetreten ist. Und o Wunder! auf den hellen Schrei kommt Antwort. In der Richtung, in der sie diese gehört, eilt sie weiter, von Zeit zu Zeit ihren Ruf wiederholend.

Und immer näher antwortet ihr die Stimme und endlich stoßen sie im dichten Nebel aufeinander.

\*

Ein junger Mann, dessen kräftige Gestalt in einen Wettermantel gehüllt ist, reicht ihr erstaunt die Hand.

Sie lacht ihn an; jetzt ist es aus mit ihrer Angst; reden kann sie nicht denn sie hat kaum mehr Athem genug ihm zu folgen.

Er führt sie auf einem ziemlich gangbaren Weg noch lange aufwärts und dann stehen sie vor einer Holzknechtshütte, da treten sie ein. Er wirft seinen Loden ab und spricht den Hut aus, während die Moidl ermüdet und furchtsam auf der Schwelle stehen bleibt.

„Was kimmst denn net eina?“ fragt er und schaut die Dichtverhüllte lustig an.

„I g'hör zu die Best-Leut“ antwortet sie schüchtern.

Er lacht, er lacht sehr lustig sogar, da er nun erst sieht, welch schüchternes Böglein er da eingefangen hat.

„Wirst wohl derauf'n, Dirndl, wannst jetzt übrü willst — in d' Einöd. — Is ja der Gießbach übern Weg, dens d' geh'n muast. Wird wohl 's G'scheit'ste sein, du bleibst heut bei mir.“

„Bei dir?“ sagt ganz befremdet die Moidl.

„G'fallt's dir leicht da net? Is all'mal no besser, als alsa pat'sch nasser umanand renna. Schau di nur um, 's is kan Anderer net da als i. Meant (Niemand) net! Nur mir zwa san am G'schoad (Wegscheide); aber 's wird dir nix Unrechts net g'scheg'n, Dirndl; g'rad nur das, was d' selba willst.“

Die Moidl tritt tiefer in die Stube. Sie trieft von Wasser.

„Wird glei d' Hütt'n furtschwimma, wanns d' dein Titachl net drauß't aufhäng'n thuast!“ scherzt er und nimmt dem Mädchen das Tuch ab. Jetzt erst sieht er die ganze liebe Bescherung, die ihm das Wetter gebracht. Das herzige, frische Gesichtchen, das gut ausgefüllte Nieder, die prallen Hüften.

„Sakra! Bist du a saubers Dirndl! Hab wohl z'viel zuag'sagt; a wengl was wird dir do g'schegn,“ meint der Bursche lächelnd und windet das ganz durchnäßte Tuch draußen aus; dann breitet er es über ein Reisigbündel, damit es trockne.

Die Moidl aber, der schon viel heimlicher zu Muthe ist, meint vertrauensvoll:

„I fürcht mi net, du hast z'viel guate Aug'n, du bist ka schlechta Bua. A bissel a Heu in an Winkel und a bissel a Nili wirst mir a geb'n und so bleib i halt da über Nacht, weil i heut mimmer umi kann zu die Best-Leut.“

Sie redet schließlich immer langsamer und verlegener, denn der Bursche schaut sie wohlgefällig prüfend vom Kopf bis zu den Füßen an.

„Guat is. I moan, mir werd'n uns schon vertrag'n. Jetzt aber sag mir a mal, wies d' hast. I bin der Lenz von G'schoad.“

„Und i bin die Moidl aus Mittern“ ergänzt sie die Vorstellung, während er sie zu der Bank führt, die um den umfangreichen Ofen angebracht ist.

Dicht neben ihr setzt er sich nieder.

„D je, Moidl“ — sagt er nach ihren Rücken fühlend, „du bist aber arg naß“.

„Na, so ziach i halt in Oberkitt'l aus“ entgegnet sie und läßt den Worten die That folgen.

Bald darauf erglüht die Moidl und ihre Brust hebt sich unter tiefen Athemzügen und ihr Auge blitzt — wie damals, als ihr die Kessel vom Forauer-Sepp erzählte.

„Merkwürdig, alle Mannerleut san do gleich, Daner, wie der Andere — set'n is aber gar guat für d' Dirndln!“

So beiläufig denkt die Moidl, während der Lenz findet, daß ihr Tuch nichts nutz sei, daß es den ganzen Regen durchgelassen hat und daß das Leibchen sei — „als ob ma's aus'n Bach zog'n hätt!“

Es ist wirklich durchnäßt — sie fühlt es selber — und sie fröstelt leicht und dann wird ihr wieder gar merkwürdig warm, gerade als ob sie das Fieber hätte, wiewohl ihr sonst ganz gut — und recht, o ja, recht angenehm zu Muthe ist; drum läßt sie es geschehen, daß ihr junger Wirth sich nun ganz seinem Gaste widmet. Er thut es ein bischen ungeschickt; er hat wohl noch nicht oft widerspänstige Niederhaken geöffnet, so lang braucht er, so oft greift er fehl.

Endlich aber hat er sie von dem nassen Leibchen befreit und wiewohl sie sich ein bischen schämt, reckt und streckt sie sich doch recht vergnüglich, denn schon lange engt sie ein, was noch im Vorjahre viel zu weit gewesen war. Das blüthenweiße Hemd zeigt das Bestreben, sich recht eng an den schwellenden Leib zu schmiegen; es geht ihm gerade so, wie dem Lenz, der nicht allzuviel Widerstand findet.

Die Moidl erlebt nun zum erstenmale an sich selber, was ihr die Kessel erzählte, wie gut es sei, wenn sein Schatz so verliebt und stürmisch kommt, und nicht viel fragt und allerlei dummes Zeug treibt. Nur daß Einem gar so tiefinnerlich wohl dabei wird und so glühend heiß, und so lebensfroht — das hätte sie sich nie vorstellen können. Und nun

# RECHTUNG



— Wollen Sie es 'mal versuchen,  
mit mir zu schaukeln, Herr Rudolf?  
Hier oben ist die Aussicht so schön!  
— Ach danke, liebstes Mähdchen;  
hier unten ist sie viel schöner.

— Warum geben Sie dem Militär den  
Vorzug, grausame Bella?  
— Weil man da rascher avancirt; in  
einem Jahre kann ich vom Lieutenant  
zum General aufsteigen.

Einsam sitz' ich und alleine  
Und es ist schon halber  
Nenne.

— Für Deiner Liebe süße Gabe  
Weiß' ich Dir Alles, was ich habe!  
— So schenk' mir eine gold'ne Uhr.  
— Püß! wie schön ist die Natur!

— Das ist der Bach, den wir durch-  
waten müssen, liebste Lili?  
— Diese Latke? Ich habe Schlim-  
meres gehofft. Was nützen mir da meine  
kurzen Röckchen?

Als sie endlich sagte Ja,  
Schlich heran der Herr Papa;  
Die Leutchen hatten leider  
Pech,  
Die ganze Poesie war weg!

Freund J.  
Chemigraf

Eines Tages erhielt Herr Kernhuber von seinem Gevatter Mazingen in Böslau ein Fäßchen köstlichen Grinzinger. Herr Kernhuber war entzückt von dieser Sendung; das Fäßchen ward an der lustigsten Stelle des Kellers untergebracht und Herr Kernhuber wollte den Wein mindestens zwei Monate „abliegen“ lassen. Durch die begeisterten Lobsprüche begierig gemacht, konnte Veronika der Versuchung nicht widerstehen, dem Fäßchen Grinzinger an den Leib zu rücken. Sie bohrte neben dem Spundloch das Fäßchen an, führte ein Stück dünnen, trockenen Schilfrohrs ein und sog in dieser Weise von dem Nektar. Die Sache ging so leicht, daß sie am nächsten Tage dies wiederholte und dann noch an vielen Tagen. Das edle Maß machte sie heiter und hurtig bei der Arbeit; sie ertrug jetzt leichter die einfältigen Bemerkungen ihrer Herrin und die Annäherungsversuche ihres Herrn, der über ihre Widerspänstigkeit allgemach die Geduld verlor.

Eines Tages ereignete sich das Unerhörte, daß der Herr Pfarrer nicht im Leseverein erschien. An jenem verhängnisvollen Tage gab es für Herrn Kernhuber keine Domtno-Partie. Sehr mißmuthig kehrte er heim, und um bis zum Abendessen die Zeit todzuschlagen, beschloß er, sich ein wenig im Keller umzuthun. Dasselbst war Alles in schönster Ordnung und er war sehr zufrieden bis zu dem Augenblicke, da er zu dem Fäßchen Grinzinger kam. Er klopfte mit dem Hammer sachte an das Faß, um sich zu überzeugen, ob es auch voll sei. Er that das mehr aus Gewohnheit, denn er zweifelte doch nicht im geringsten daran, daß es voll sei. Umso größer war seine Enttäuschung, sein Verdruß, als er das Fäßchen hohl klingen hörte. Er wiederholte die Probe, stieg mit dem Hammer tiefer und fand, daß mehr als die Hälfte des köstlichen Weines fort war. Das Fäßchen muß irgendwo rinnen! Herr Kernhuber legte sich der Länge nach auf die Erde hin und leuchtete mit seiner Kerze unter das Fäßchen, wobei er trotz seiner sonstigen Gottesfürchtigkeit fluchte wie ein Heide. Aber er konnte nichts entdecken, was seine Vermuthung bestätigt haben würde, weder einen Riß im Fäßchen, noch eine Feuchtigkeit in dem Sande. Ganz verstört ging er hinauf und erzählte die Sache seiner Gattin.

IV.

Den Kernhuber'schen Eheleuten wollte an diesem Tage das Abendessen nicht recht munden. In seinem Mißmuthen hatte Herr Kernhuber vergessen, Wein heranzuholen und man sandte Veronika in den Keller. Herrn Kernhuber wollten aber die Bissen nicht hinunter; es war ihm gar zu sehr leid um den herrlichen Grinzinger. Es duldete ihn nicht länger bei Tische; er erhob sich plötzlich und sagte:

— Es muß doch ein Loch vorhanden sein, durch welches der Wein austrinnt! Ich will noch einmal suchen.

Er zündete die Kerze wieder an und lenkte seine Schritte abermals nach dem Keller, während seine Frau unter schweren Seufzern ihr Nachtessen beendigte.

Veronika ahnte nichts; sie hörte nicht die Schritte ihres Herrn und ließ sich von ihm dabei überraschen, wie sie lustig an dem Rohre sog. Herr Kernhuber war schier versteinert, als er dies sah. Allein, sein berechtigter Zorn machte sogleich einem viel sanfteren und doch gebieterischeren Gefühl Platz.

War er denn nicht verliebt in Veronika? Und war sie nicht jetzt in seiner Gewalt, wie sicherlich nie wieder?

— Ei, habe ich dich endlich erwischt, Unglückliche! rief er mit gedämpfter Stimme.

Die arme Veronika stand niedergeschmettert da und fand kein Wort der Erwiderung.

— Schelmin, Du weißt, was Du nun zu erwarten hast! sagte Herr Kernhuber weiter, indem er mit listernen Geberden sich der Magd näherte.

— Aber, Herr Kernhuber, Sie werden doch nicht deshalb . . . jetzt . . . hier.

— Warum denn nicht? Ich werde mich viel geniren! . . . Er faßte sie mit kräftigen Armen und drängte sie in einen Winkel, wo die große Mehlkiste stand . . .

Der Kampf war kurz und schloß mit einem für beide Theile ehrenvollen Frieden. Frau Kernhuber fand oben, daß ihr Mann zu lange ausbleibe. Sie trat zur offenen Kellertüre und rief hinab:

— Mann, hast Du es noch nicht gefunden?

— Ja! erwiderte der Mann laut und freudig.

— Verstopfe es nur fest!

— Ja, ja, es geschieht schon!

Bald hernach kam Herr Kernhuber wieder zum Vorschein, gefolgt von Veronika, die eine volle Flasche in der Hand trug.

— Wir wollen ihn kosten! rief der wackere Mann mit vieldeutigem Augenzwinkern.

Und sie kosteten ihn und gaben ein Gläschen davon auch der Veronika, welche sich nicht enthalten konnte zu sagen:

— Ach, wie gut!

Worauf Herr Kernhuber meinte:

— Wenn Du brav bist, sollst Du bald wieder davon bekommen!





— Wird Dein Mann nicht Verdacht schöpfen?  
 — Ach, ich sagte ihm, daß ich in eine Wohlthätigkeits-Sitzung gehe und — ich habe doch nicht gelogen! . . . .



— Darf ich Sie zum Buffet geleiten, meine Gnädige?  
 — Ja, aber auf die Herrenseite; da gibt es pikantere Sachen, Caviar, Sandwichs und dergleichen.



**BONBONNIÈRE.**

**Eheleben.**

— Arthur, Du liebst mich nicht mehr!  
 — Doch, ich versichere, meine Theure!  
 — Nein! sage ich. Früher brauchtest Du eine Viertelstunde, um mich einzuschnüren, jetzt bist Du in drei Minuten fertig.

\*

— Frau N. betrügt ihren Gatten in schamloser Weise. Alle Welt weiß es schon  
 — Und ihr Mann?  
 — Ach, für Den ist es — Geschäftsgeheimniß.

\*

**Unbequeme Gäste.**

Frau L. ist wütend über einen ihrer Gäste.  
 — Denken Sie sich, klagt sie einem ihrer Freunde, — er nimmt mir die Zahnstocher mit.  
 — Ja, ja, erwidert der Andere, — mit dem Zahnstocher fängt man an, mit der Hausfrau hört man auf.

\*

**Die Frauenliga.**

Zwei Damen sprechen über Moral in der Sitzung der Frauenliga.  
 — Wie ungerecht sind doch die Männer! sagt die Eine; sie wollen, daß wir das ganze Leben lang die Folgen eines Fehltrittes tragen.  
 — Es ist doch genug, wenn wir sie neun Monate lang tragen, bemerkt die Andere.

\*

**Das Unmögliche.**

Ein sehr kahler Herr liegt girrend zu den Füßen einer Dame.  
 — Oh, ich bete Sie an! Für Sie würde ich das Unmögliche wagen!  
 — Gut, geben Sie mir eine Haarlocke.

\*

Beim Examen

— Was hat in der römischen Geschichte Sie am meisten in Erstaunen versetzt, Herr Kandidat?

— Die Keuschheit der Lufrezia.

\*

Eine triftige Ursache.

Herr P. erscheint vor der Wohnung einer kleinen Cocotte, die er jede zweite Woche zu besuchen pflegte. Zu seinem Erstaunen findet er die Thüre geschlossen und darauf prangt ein Zettel mit der Inschrift: „Wegen Hochzeit geschlossen.“

**G l i e m ä d e l.**



Das ist ja die Liese! Kaum hätte  
Die Kleine ich wiedererkannt,  
Im federgeschmückten Barrete  
Gutshirt sie im Cabriolette  
Und lenkt es mit sicherer Hand.

Der weiße, arabische Kenner,  
Er kostete kostbares Geld;  
Nachzieht er die Blicke der Kenner.

Weit mehr aber mustern die Männer  
Die, welche im Zaume ihn hält.

Vielhundertkarätiger Schwere  
Der edelsteinglibernde Reif,  
Saphire und Prachtsolitäre  
Sind Zeugen aus ihrer Carriere  
In Kreisen des höchsten High Life.

Die Liese, die Liese, die Liese!  
Sapristi! das Mäd'el versteht's!  
Wer ahnte die künftige Marquise,  
Als noch auf der Völkerbundwiese  
Sie turnte am Seil und Trapez!

Und Der dann die halsbrecherische,  
Gefährliche Laufbahn gekürzt,  
Der liebte das jugendlich frische,  
Kraftstrotzende Weib und bei Tische  
Ein Mahl, das vortrefflich gewürzt.

Nie zog sie seitdem eine Niete,  
Stets Treffer das Glück ihr verlieh,  
Bis schließlich die Leibfavorite,  
Dass Keiner ihn erst überbiete,  
Zur Gattin gemacht ein Marquis.

Der Tod sie von jenem bald trennte,  
Und nahezu eine Million  
Verblieb ihr als jährliche Rente.  
Eh bien! Ich dachte, das könnte  
Erleichtern den Wittwenschmerz schon!

Soliman.

**Der nackte Mann.** (2)

Roman von Catulle Mendès.

Deutsch von Armin Schwarz.

Er blieb allein auf dem Kreuzweg der Marcellane und ließ ziemlich betrübt den Kopf hängen; allein, als er sein Pferd und seine Kleidung betrachtete, kehrte das Lächeln auf seine Lippen zurück. Das Pferd war von edler Race; kein Ritter im Gefolge des Königs Artus oder Karls des Großen ritt je ein besseres. Es war schwarz, mit einem weißen Sterne über den Augen, mit breiter Brust und dicken Adern, mit kurzgeschorner, dichter Mähne und langem Schweif; wenn es mit den Füßen stampfte, flogen die Erdklümpchen höher als der Federbusch seines Reiters.

Seine Kleidung war so glänzend, daß niemals eine römische Kaiserin ihrem besten Ritter eine schönere geschenkt hat. An dem Stirnbande von scharlachrothem Sammt war mittelst einer Kofarde ein Pfauenschweif befestigt, welcher ein prächtiges Rad schlug. Der mit kostbarer Goldstickerei gezierte Ueberwurf von rothem Sammt ließ die engen Ärmel eines Wammses von blauem Sandelstoffe und azurblaue Beinkleider sehen. Vom Gürtel hing eine Tafel aus Corduanleder herab, die allerdings leer, aber mit einer goldenen Schließe versehen war.

Jung und kräftig, mit seinen feurigen Augen, seinen rothen Lippen und seinem hellen, bartlosen Gesichte — denn nur die häßlichen Männer und, in Folge eines Gelübdes, die aus dem Kreuzzuge Zurückkehrenden trugen Bart und Schnurbart — war Pierre von Pierrefeu auf diesem Pferde und in dieser Tracht, vom Sonnenlichte bestrahlt, eine prächtige Erscheinung.

— So werde ich denn allein ziehen! sagte er. Trinke, Marcabrus! Trinke, Mymeril! Nach köstlicheren Freuden und süßeren Leiden trage ich Verlangen. In meinem Herzen trage ich die unermessliche Hoffnung aller Liebchaften. Welche Frau wird einem so gut berittenen, so prächtig gekleideten Cavalier widerstehen können?

Und mit einem frohen, jugendlichen Lachen sich in den Steigbügeln aufrichtend rief er in den Wind hinaus mit der Stimme eines Heroldes, der ein Turnier verkündet:

— Es sei kund und zu wissen gethan allen Damen der Grafschaft, daß ich sie zum Liebeskampfe fordere. Keine vom zarten Geschlecht, so nicht alt noch häßlich, wird meinem Sieg entgehen. Heule von Blancheflor, Oriane, Elys, Helene, und ihr unbekannten Schönheiten alle, vernehmet meine Botenschaft: Ich liebe Euch!

Dann, nachdem er die drei Wege betrachtet hatte, welche die Ebene durchzogen, fügte er etwas weniger zuversichtlich hinzu:

— Aber, in welcher Richtung werde ich auf Eroberung ausziehen? Dieses offene Flachland scheint mir nicht geeignet für zarte Abenteuer und es ist nicht wahrscheinlich, daß ich hier Blancheflor der Königin begegnen werde, oder Frau Oriane, die überall von einem Mohrenzwerge mit langem, weißem Barte und in rother Kleidung gefolgt ist.

Betrübend war es auch, daß es ihm an einem tapfern Knappen mangelte und daß er voraussichtlich zur Essenszeit hungrig und zur Schlafenszeit schläfrig sein würde.

Und als er sich so verlegen am Ohr fragte, glaubte er in der Ferne, auf der Straße, die links verlief, vor einem Dickicht von Zwergeichen und staubgrauen Olivenbäumen etwas Rothes zu entdecken, was im hellen Sonnenlichte schimmernd sich hin- und herbewegte.

— Ein Frauenrock! rief er aus. Dieses Zeichen ist mir gesendet, um mir meinen Weg zu weisen. Jawohl, ich sehe einen Rock! Gibt es ein schöneres Banner für Denjenigen, der nach Liebeskämpfen auszieht?

Und die Zügel zusammenfassend und seinem Pferde beide Sporen gebend flog er in gerader Richtung, von einer großen Staubwolke eingehüllt, auf den rothen Frauenrock zu.

### Erstes Buch.

## Der Minnehof.

### I. Kapitel.

Warum die Burg Romanin einen neuen Thurm hatte.

Unfern von dem Dorfe Saint-Némy in der Provence, in einem Sattel der Alpen, die in einem Halbkreise von Granitspitzen den Horizont begrenzen, über einem Walde von Olivenbäumen und allerlei Zwergholz, der unablässig vom tausendstimmigen Gesang der Vögel erfüllt war, stand einst eine fürnehme Herrenburg, Romanin mit Namen.

Von dem alten Herrenschlosse stehen heute im Ganzen drei Mauerreste, mit Schlinggewächs überwuchert, an welchem magere Ziegen nagen. Kaum ihr Name ist mehr bekannt. Der Hirte, der zu heißer Mittagsstunde auf einem Steine ausgestreckt liegt und den Himmel betrachtet, wobei er ein provenzalisches Liedchen vor sich hinpfeift, glaubt vielleicht, daß er auf einem, vom Gebirge herabgerollten Felsstück ruhe. Allein zu jener Zeit, als die Barone der französischen und deutschen Christenheit, vom heiligen Bernhard aufgestachelt, gen Constantinopel segelten, und Pierre von Pierrefeu auf seinem Wege einen rothen Frauenrock entdeckte, beherrschte Schloß Romanin stolz die ganze Gegend.

Die Fagade war breit und hoch, flankirt von zwei starken, mit rothen Ziegeln gedeckten Thürmen, die mit ihren Fenstern und Schießlöchern in die Ebene hinausstarren. Ein Balkon von rosafarbenem Marmor lud sich schwer und breit aus zwischen zwei durchbrochenen Thürmchen, die mit Lilien und Kleeblättern in Stein geziert, bis unter das Dach reichten. Rechts und links saßen je sechs schmale Fenster mit farbigen Scheiben in tiefen, bogenförmigen Höhlungen, wo an festlichen Tagen die Banner und Wappen der Gäste im Winde flatterten und in der Sonne glänzten.

Seit zwei Jahrhunderten dem Sonnenuntergang zugewendet, hatte die Stirnseite der Burg eine schöne orangerothe Farbe angenommen; nur einer der beiden starken Thürme, vor etwa vierzig Jahren erbaut, war noch ganz weiß. Der Leser wird sogleich erfahren, warum die Burg Romanin einen neuen Thurm hatte.

Dulcia von Saint-Didier liebte einst den Ritter Antiphonor und da sie schön und hochbusig war und die fünfzehnjährige Harfe trefflich zu spielen verstand, ward sie keineswegs von Demjenigen mißachtet, den sie auserkoren hatte.

Unglücklicherweise sah Dulcia's Gemahl, Herr auf Romanin, mit scheelen Augen die zärtlichen Bewerbungen des Ritters Antiphonor um seine Gemahlin.

Freilich wäre besser gewesen, sie ob ihrer Wahl zu loben und sich selber Glück zu wünschen, denn Antiphonor war von hoher Herkunft und verstand es sehr gut, Romanzen in provenzalischer Mundart vorzutragen. Allein es fehlte damals nicht an einfältigen Ehemännern, welche ihre Frauen für sich behalten und wider alle Gebräuche sich jene Rechte des Besitzes und der Eifersucht anmaßen wollten, welche nur dem Liebhaber zustanden. In den Gefängen und Sprüchen machte man sich lustig über sie; die Minnehöfe hatten manches harte Urtheil über sie gefällt und es gab denn auch Einige, die an ihren lästigen Gewohnheiten nicht weiter festhielten.

Antiphonor und Dulcia von Saint-Didier lebten also in harter Dual, denn es war ihnen nicht möglich, sich nach ihrem Wunsche zu sehen und zu unterreden. Seit drei Jahren schon währte ihre Liebe und noch hatten sie einander keinen sichern Beweis derselben liefern können. Sie sahen einander nur in Gegenwart eifersüchtiger Augen, die ihnen nachspähten; die List des Herrn von Romanin machte jede geheime Botschaft unmöglich und Dulcia von Saint-Didier biß sich wüthend in die schönen, verliebten Lippen, welche Antiphonor nicht küssen durfte.

Und sie schwor, daß er sie küssen werde.

Eines Tages, als Antiphonor in seiner düstern Verzweiflung darüber nachsann, was besser wäre: in die Durance zu springen oder seine Liebespein in wohlgesetzten Reimen zu besingen? ließ Dulcia ihn wissen, daß er am Abend des folgenden Tages sich am Fuße des südlichen Thurmes einzufinden und daselbst ruhig zu warten habe, was immer auch geschehen möge, bis sie zu ihm sprechen würde.

Antiphonor befolgte genau die Weisung. Zur angegebenen Zeit stand er am Fuße des Thurmes, durch die vorspringende Mauer geschützt, und harrete unbeweglich der Wonen, die ihm beschieden waren.

Plötzlich entstand in dem Schlosse ein großes Getümmel von hastig eilenden Schritten und erregten Stimmen. Die Diener und Pagen und zuletzt der Herr von Romanin selbst liefen heraus und streckten laut wehklagend die Arme gen Himmel: im südlichen Thurme des Schlosses war Feuer ausgebrochen. Antiphonor stand unbeweglich da, getreu der Weisung seiner Herzensdame.

Während die geräuschvolle Gruppe der vor dem Schlosse angesammelten Flüchtlinge über die Flammen entsetzt war, welche bereits zu den Fenstern des Thurmes herauschlügen und der Schloßherr rief: „Tausend Goldstücke Demjenigen, der die Gräfin aus ihrem Thurmzimmer holt!“ (was aber Niemand wagte, weil Keiner seine Haut braten wollte) fühlte Antiphonor, daß im Dunkel etwas seine Kopfbedeckung streife. Es war das Ende einer Leiter aus starkem Seidenstoff, welche Dulcia aus den Vorhängen ihres Bettes angefertigt hatte.

Er ergriff die Leiter, kletterte empor und sprang in das Zimmer, das er in so vielen langen Nächten in seinen Träumen gesehen. Und nun umarmten sie sich mit ihrer ganzen, lang verhaltenen Liebeswuth, umgeben von dem immer wachsenden Brande und unbekümmert um das Klagegeheul, das von außen bis zu ihnen drang.

Der dritte Theil einer Stunde war verflossen, als Dulcia, in süßer Ermattung einschlummernd, ein wenig ihr Haupt erhob und ganz nahe bei dem Munde Antiphanos flüsterte:

— Fühlst Du nicht die Hitze der Flammen näher kommen? Ach, Du mußt fort, Geliebter!

Er küßte ein kleines Mal, das sie im Mundwinkel hatte und erwiderte:

— Nein; die Leiter hängt am Fenster; wir haben noch Zeit. Laß mich meinen Kopf unter Deinen Haaren bergen.

Wieder verfloß eine Weile. Jetzt war schon der Thürvorhang des Gemaches vom Feuer ergriffen. Antiphano erhob sich und rief:

— Oh, Geliebte, Du würdest hier zugrunde gehen! Komm, laß uns fliehen!

Allein, sie hatte die Arme um seinen Hals geschlungen und preßte ihn enger an sich. Und er legte das Haupt wieder an den Busen seiner Freundin.

So entschliefen sie. Ein Theil des Schlosses ward durch das Feuer zerstört und stürzte ein; die Asche ihrer Leiber vermengte sich mit den Trümmern.

Und darum war der südliche Thurm des Schlosses neu. Dieses Abenteuer, welches alsbald ruhbar ward — man weiß nicht wie — verlieh dem Schlosse Romanin neuen Ruhm zu dem alten, den es als Sitz des Minnegerichtes schon genoß, welches alljährlich im Monate Mai daselbst tagte.

Sonder Zweifel stand der Minnehof der Gascogne in hohem Ansehen; die berühmtesten Dichter fanden sich daselbst in großer Anzahl ein und entwickelten in alternirenden Strophen schwierige Fälle, über welche das Tribunal der Damen Recht zu sprechen hatte.

In Narbonne saß Gräfin Ermengard zu Gericht, legte den ungetreuen Geliebten Bußen auf und belohnte die musterhaften Liebespaare. In Narbonne entwendete Bernard von Ventadour einen Spiegel, in welchem Agnes, Marquise von Montluçon, sich betrachtet hatte, und indem er unablässig in den Spiegel schaute, starb er in der Sehnsucht um das entschundene Bild der Vielgeliebten; dann starb auch die Marquise aus Herzeleid über den Verlust eines solchen Freundes. Der Minnehof verordnete, daß sie drei Tage und drei Nächte beweint werden sollen von allen Liebenden, die zu seinem Sprengel gehörten.

Azalaïs von Roquemartine, für welche Folquet der Marsailler sich eine volle Woche Speise und Trank versagte; Beatrix, Schwester des Bonifaz Marquis von Montferrat, die Nämliche, welche Raimbaud von Vaqueras den „schönen Ritter“

nannte, weil er sie eines Tages dabei überraschte, wie sie mit einem Schlachtschwert sich übte; Rixende von Puyverd, die ihrem Verehrer, Giraud von Calenon befohlen hatte, daß er aus Liebe zu ihr in den Mond gehen möge, worauf er ging, um nie wiederzukommen, weshalb sie glaubte, daß er tatsächlich in den Mond gegangen sei; Hsorde von Roquefeuille, welche Perdigon nicht zur Frau nehmen wollte, weil er fürchtete, daß er sie dann nicht mehr lieben werde, und Blanche von Massans, welche Pons von Capdeuil fortfuhr zu lieben, obgleich er sie zu seiner Frau gemacht hatte: sie hielten Gericht auf dem Schlosse zu Signe, wo nach dem dritten Artikel des Liebeskoder folgendes Urtheil gesprochen wurde, das auch Gesetzeskraft erlangte: „Es ist nicht verboten, daß eine Frau von zwei Männern, oder ein Mann von zwei Frauen geliebt werde.“

Der angesehenste Minnehof war aber derjenige, welchen auf ihrem Schlosse zu Romanin die Gräfin Planette, aus dem Hause Gantemas hielt.

Raum waren die bevorstehenden Sitzungen durch die Sendboten der Gräfin kundgemacht worden, als auch schon von allen Edelhöfen der Provence, wo so viele schöne Frauen von kühnen Rittern und sangeskundigen Troubadouren verehrt wurden; von jenen der Gascogne, wo man die Treue nicht sehr hoch hielt, von jenen Flanderns, wo die Treue heimisch war, und von den Schlössern Frankreichs, wo man sich allgemach den zarteren Sitten fügte, auf stolzen Rossen und auf Maulthieren, auf Fuhrwerken jeder Art alle Jene herbeieilten, die dem Urtheilspruch der Damen irgend einen Fall vorzulegen hatten.

Hier suchte die betrogene Geliebte mit thränennassen Wangen Gerechtigkeit gegen den Verrath des Geliebten; der Ritter, dem noch keinerlei Gunst die lange Anbetung gelohnt hatte, hoffte hier, daß seine Angebetete verurtheilt werden würde, sich seiner zu erbarmen; die fahrenden Minnesänger stellten in ihren Liedern heikle Fragen, wie zum Beispiel: „Kann es Liebe geben zwischen vermählten Personen?“ oder: „Wer ist würdiger, von einer edlen Dame erkoren zu werden: Einer, der von Natur freigebig ist, oder ein Geiziger, der dennoch gibt?“ oder auch: „Es gibt zwei aufrichtige Liebhaber, deren Einer die Gunst seiner Dame genießt, während der Andere keine Erhörung findet; die beiden Damen aber betragen sich schlecht und ergeben sich Anderen; welcher von den beiden Liebhabern ist mehr zu beklagen und welche von den beiden Frauen hat sich mehr versündigt?“ oder endlich folgende: „Ein Ritter liebte eine Dame und sie bat ihn, ein Jahr zu dulden, bis sie aufhören würde, einen Andern zu lieben: braucht er das zu dulden?“

Und der Minnehof von Romanin entschied in allen diesen Fragen und Niemand wagte es, sich dieser höchsten Entscheidung zu entziehen.

(Fortsetzung folgt.)